

Der moderne Staat und der Schriftsteller

Autor(en): **Boesch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 4: **Schriftsteller und Politik**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der moderne Staat und der Schriftsteller

HANS BOESCH

Die heile Welt ist eine Hobbywelt

Wenn wir in den Schulbüchern unserer Kinder blättern, sehen wir uns weit ins 18. oder 19. Jahrhundert zurückversetzt. Da steht der Schreiner brav mit dem Hobel an der Werkbank, da bäckt die Mutter Brot, und der Bauer bricht sein Land mit dem Spaten um; wenn's hoch kommt, liess sich der Landmann von Gottfried Keller oder Segantini modernisieren: dann hat er Ochs und Gaul vor den Pflug gespannt, und die Zipfelmütze dreht über den Hügeln von Seldwyla friedlich im Wind.

Im Schulbuch wird beharrlich die «heile Welt» gezeigt. Man kann sich fragen weshalb. Das Hauptmerkmal der «heilen Welt» ist: Sie ist einfach, und sie ist klar geordnet. Auch ein Drittklässler kann sie überblicken. Ein Hobel ist ein Hobel. Ein Spaten ist ein Spaten. Und ein Tisch ist ein Tisch. Jedes Werkzeug, jedes Ding hat seine eigene, eindeutige, nur ihm bestimmte Form; Verwechslungen sind ausgeschlossen.

Dazu kommt – und das ist entscheidender: Jedes Werkzeug erfüllt eine allein nur ihm zugemessene Funktion. Das Werkzeug, seine Form und seine Funktion bilden eine Einheit. Der Hobel hobelt, der Spaten gräbt um; besser gesagt: mit dem Ding, das aussieht wie ein Hobel, wird gehobelt, und mit dem andern Ding, das aussieht wie eben nur ein Spaten aussieht, gräbt man die Erde um. Mehr noch: Jedes Werkzeug ist einem Berufsstand fest zugeordnet. So ist der Hobel nicht vom Schreiner, der Spaten nicht vom Bauer wegzudenken. Das Werkzeug ist zum Wahrzeichen eines Standes geworden, zum Symbol einer Gruppe. Mancher Berufsstand hat sich um ein Werkzeug herum erst gefestigt und entwickelt, hat mit ihm seine Eigenheit gefunden und sich dabei gleichzeitig abgegrenzt gegenüber andern Ständen und Gruppen. Er ist zur Innung geworden.

Und diese Innung, dieses In-sein in einer Gruppe wurde um so augenfälliger, je deutlicher die Abgrenzungen gegen aussen wurden. In einer derart klar abgegrenzten Einheit war der einzelne geborgen. Hier fand er die Verlängerung des Schürzenzipfels seiner Mutter.

Schon allein dieser Umstand mag kinderliebende Schulbuchredaktoren für die handwerklich-zünftige Art der Weltgestaltung einnehmen. Vermut-

lich aber ist der andere Umstand, der nämlich, dass die Welt des 18. und 19. Jahrhunderts gerade ihrer ausgeprägten Gruppenbildung wegen so gut überblickbar wurde, der Hauptgrund dafür, dass die Schulmänner sich der Handwerkerwelt gegenüber einer geradezu unverbrüchlichen Treue befehligen. Man denke: Jede Gruppe lässt sich als Einheit fein säuberlich schubladisieren, und jede Gruppe bringt ihr Etikett in Form eines Berufszeichens und Symbols, eines Hobels etwa oder eines Spatens, auch grad mit. Man braucht dieses Etikett nur zu nehmen und auf die Schublade zu kleben – und schon ist die Ordnung hergestellt. Die ganze Welt lässt sich einteilen, kein Rest bleibt übrig, alles kommt an seinen Platz. Eine erzieherisch vorzügliche Einrichtung. Man begreift, wenn die Herzen der Schulmeister (und auch die der Zeughausverwalter, Apotheker und Uhrmacher) höher schlagen, begreift, wenn sie den Einbruch der modernen Barbarei in ihre schubladengerechte, normierte und präparierte «heile Welt», in das gepflegte und systematisch aufgebaute Herbarium missbilligen und wenn sie standhaft an ihrer Schulbuchwelt festhalten. Dieses Festhalten kann damit begründet werden, dass jede andere Interpretation der Welt das Aufnahmevermögen der Drittklässler übersteige, die schöne Lüge demnach ein pädagogisches Erfordernis und also gerechtfertigt sei.

Auch wenn man sich dem Urteil der Fachleute beugt, muss man sich doch fragen, ob die Lebensphilosophie für Drittklässler, diese Erziehung zum einfachen und heilen Leben nicht die Gefahr einer Erziehung zum einfachen Denken beinhalte. Und man wird weiter fragen, ob der Erfolg dieser Erziehung sich nicht etwa darin manifestiere, dass ausgewachsene Politiker und Rechtsgelehrte allen Ernstes an das Fortbestehen der schubladengerechten «heilen Welt» des 18. und 19. Jahrhunderts glauben und daher logischerweise sich selbst und allen andern geradezu verzweifelt das Nachdenken über die tatsächlichen Gegebenheiten und Forderungen unserer Zeit ersparen wollen.

Verfilzung anstelle der Abgrenzung

Das Zeitalter der Innung ist vorbei. Es lassen sich keine in sich geschlossene Gruppen mehr umreissen, die selbstgenügsam in ihrer kleinen, runden, klar abgegrenzten Welt leben, etwa:

Erst der Baum,
dann das Holz,
dann der Hobel,
dann der Schreiner, der hobelt,
dann das fertige Möbel,
dann das kaufende Paar.

oder:

Erst die Erde,
dann der Spaten,
dann der Bauer, der umbricht,
dann die Frucht,
dann die Esser.

Der Spezialist hat die kleinen, runden Welten, die Autarkien aufgerissen; er wirkt in alle hinein und quer durch alle hindurch. Wohl hat der Schreiner auch heute seine eigene Maschine, und der Bauer hat eine andere. Doch dreht in beiden Maschinen dasselbe Zahnrad, entwickelt vom Zahnradspezialisten, der nur seine Zahnräder kennt, der nichts vom Elektromotor weiss, der die Maschinen antreiben wird, nichts vom Fundament, auf dem die Maschinen stehen sollen. Der Zahnradspezialist liefert zwar nur einen winzigen Teil der beiden Maschinen; seine Lieferung ist aber entscheidend; ohne seinen Beitrag käme keine der Maschinen zum Laufen. Er gibt seine Zahnräder für viele Fabrikate, streut sie sozusagen durch die ganze Industrie. Und obschon er nur diesen winzigen Teil des Ganzen beherrscht, steht und fällt das Ganze doch damit (weil dieser Teil ins Grosse ganze eingebaut ist), etwa so, wie eine beliebig grosse Mauer mit jeder eingebauten Schicht Ziegel steht oder fällt.

War für die frühern Jahrhunderte das Abgeschlossene, In sich Geschlossene, das Runde bezeichnend, so ist die Verflechtung, die Horizontale in den Vertikalen das ausgeprägteste Merkmal unserer Zeit. Jeder ist von vielem etwas, jeder macht von vielem etwas, doch nirgends ist er ganz. Er ist Knecht und Herr zugleich. Diese Erscheinung ist derart alltäglich geworden, dass wir sie kaum beachten.

So arbeitet einer in der Fabrik, muss sich also selbstverständlich der Fabrikleitung fügen, gleichzeitig besitzt er aber eine Aktie, mit der er auf diese oder auf eine andere Fabrikleitung Einfluss nimmt. Oder er ist irgendwo eingemietet, ist demnach nur geduldet, gleichzeitig besitzt er ein Bankbüchlein, das die Immobiliengesellschaft stützt.

Nichts ist mehr einfach. Früher konnte man die Burg stürmen und dem Feudalherren den Kopf abschlagen, und man war (vielleicht) frei. Heute schlagen wir uns selbst den Kopf ab. Denn der neue Bankenfeudalismus, Industrie-feudalismus herrscht wohl über uns – und zwar bezeichnenderweise anonym –, gleichzeitig sind wir selbst zu Feudalherren geworden.

Man kann diese Lage so umschreiben:

Das linke Bein meines Stuhls gehört Müller.
Müllers Kochtopf gehört Meier.
Meiers Hundhaus gehört Sulzer.

Sulzers Dachtraufe gehört Schmidheiny.
Schmidheiny's Startpiste gehört Zürich.
Ein Ziegel von Zürichs Elektrizitätswerk gehört mir.
Das linke Bein meines Stuhls gehört Müller.
Müllers Kochtopf ... etc.

Die Verfilzung ist perfekt. Kaum ein Faden in diesem Filz lässt sich mehr von seinem Anfang bis an sein Ende verfolgen. Und immer mehr wird der Filz zum Urwald, der uns überwuchert, und in dessen Halbdunkel wir uns mühsam, pygmäenhaft klein hinbewegen.

Alles ist diffus geworden, anonym. Nichts ist mehr klar umrissen, nichts ist handfest. Der Schreiner, der kaum mehr mit dem Hobel arbeitet, steht an einer Maschine, die ein Puzzle aus Dutzenden von Spezialteilen darstellt. Er beherrscht weder das Puzzle im einzelnen, noch die Spezialisten, die ihre Teile beitragen. Diese Maschine ist für ihn wie ein Isolator. Die Technologie, die wirtschaftliche und wissenschaftliche Organisation, die diese Spezialisten und Spezialteile erst möglich machten und deren Zusammenspiel garantierten, sind wie ein dicker, intellektueller Filz mit in die Maschine verpackt worden. Dieser Filz isoliert. Der Schreiner hat nicht mehr wie einst durch den Hobel (der eine Art verlängerter Arm war) «Tuchföhlung» mit dem Material, das er verarbeitet. Die Maschine und ihre «intellektuelle Isolationschicht» haben sich zwischen ihn und das Material geschoben. (Das-selbe lässt sich beim Bauern beobachten. Die Maschine trennt ihn von der Erde. Er ist längst nicht mehr «schollegebunden». Er ist entwurzelt wie alle andern auch.) Aber nicht allein dies beunruhigt; der Umstand, dass sich die Funktion der Maschine nicht mehr an ihrem Äussern ablesen lässt, bereitet Unbehagen. Die Maschine kann der Form nach ebensogut eine Presse wie eine Hobelmaschine sein. Der Nichtfachmann findet das aus Distanz kaum heraus. Mehr noch: Der Form nach könnte diese Maschine auch ein moderner Back- oder Einbrennofen, ein Computer oder ein Aktenschrank sein. Funktion und Form entsprechen sich nicht mehr. Nichts ist mehr augenscheinlich. Die Wahrzeichen der Berufsstände, die Symbole haben ihre Bedeutung verloren. Sie können keine Ordnungsaufgabe mehr erfüllen. Die einfachen Werkzeuge sind nicht mehr Kristallisationspunkte einer Innung. Sie wurden weggeschoben aus unserem Alltag, hinüber in die Hobbywerkstatt, in die Welt der Träumereien. Wir leben nicht mit ihnen. Sie sind uns so fern, wie die Hobbywelt fern ist, die unsere Schulbücher zeigen.

Erziehung zum politischen Sonntagsmaler

Im ersten Band des neuen Schweizer Lesebuches, das 1966 bei Sauerländer in Aarau erschien, sind unter den Stichworten Technik, Maschine, Motor,

Arbeit total 21 Beiträge zu finden. Nur in 8 von ihnen geht die Auseinandersetzung mit unserer Umwelt deutlich über die Idylle hinaus, und nur 3, Steinbecks «Traktor», Dreisers «Fließband» und Radetzki's «Baum in der Mauer» zeigen das Spannungsfeld an, von dem hier die Rede ist. Das sind somit 3 Geschichten von 146, oder 5 von total 523 Textseiten.

Den Kindern ist dieses Schulbuch durchaus zu gönnen. Man wird auch einräumen müssen, dass durch die getroffene Akzentsetzung die Liebe zu den kleinen und einfachen Dingen gefördert wird. Umgekehrt darf man sich nicht wundern, wenn mit dieser Erziehung zum Behagen in der Hobbywelt gleichzeitig der Kern des Unbehagens an unserer wirklichen Welt gelegt wird. Das kann ganz ohne Wertung festgestellt werden. Dem jungen Menschen wird ein Paket von Sehnsüchten und Ansprüchen mitgegeben, die nicht befriedigt werden oder deren Befriedigung er als Sonntagsmaler, Miniweltenbummler und in der Hobbywerkstatt suchen muss. Auch wenn er ein noch so eifriger Techniker wird, die Sehnsucht nach der «heilen Welt» bleibt. Und nicht selten schlägt sie in Unmut um, weil die Welt des Alltags der Hobbywelt so gar nicht entspricht.

Dass eine Politik, die auf einer Hobbywelt gründet, auf der Welt des 18. oder 19. Jahrhunderts, und die von Hobbyisten, von politisierenden Sonntagsmalern «gemacht» wird, den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr genügen kann, dürfte somit selbstverständlich geworden sein. Und wenn wir vor der Tatsache stehen, dass die seinerzeit für die Handwerkerwelt solid und vorzüglich massgeschneiderte Rechtsordnung zur Zwangsjacke geworden ist, in allen Nähten platzt und trotz der vielen Flicker die chaotisch-pubertären Entwicklungen ganz einfach nicht mehr zu decken vermag, müssten wir die Gründe für dieses Versagen auch einmal in unserer Erziehung zum selbstzufriedenen und selbstgerechten politischen Dilettantismus suchen.

Vom Unbehagen zur Angst

Obschon das Märchen von der entwicklungshemmenden Industriefeindlichkeit des Staates unermüdlich kolportiert wird, ist klar, dass Staat und Industrie eng zusammenarbeiten. Jeder Wirtschaftswissenschaftler kann beliebig viele Beispiele nennen. Hier soll nur eines für die vielen stehen und zeigen, wie die Verflechtung und damit die Abhängigkeit Staat – Industrie augenscheinlich bis in den Fabrikationsprozess hineinwirkt und diesen entscheidend mitbestimmt: Infolge der Spezialisierung müssen eine grosse Anzahl von Teilprodukten innerhalb des Fertigungsprozesses verschoben werden. Diese Verschiebung findet auf der Strasse oder mit der Bahn statt. Beide Verkehrsträger werden also zur Fabrikationsstrasse, ähnlich etwa dem Förderband in der Fabrik selbst. Fällt der öffentliche Verkehrsweg aus, so ist das

einer schwerwiegenden Panne an einer wichtigen Maschine gleichzusetzen. (Üblicherweise lassen sich allerdings auf unserem dichten Verkehrsnetz Ausweichmöglichkeiten finden. Die allgemeine und rasch überhand nehmende Verstopfung der Strassen behindert aber den Produktionsapparat doch und lässt ihn teurer werden.) Der öffentliche Verkehrsweg ist also nicht mehr aus dem Fabrikationsprogramm wegzudenken. Der Staat, der bei uns für die Verkehrsträger zu sorgen hat, hat direkt am Produktionsprozess teil.

Im Einzelfall mag es der Fabrikleitung noch möglich sein, auf die Verwaltung und über sie auf den Zustand der Verkehrs- respektive Fabrikationswege einzuwirken. Sobald sich aber grössere und allgemeine Aufgaben stellen, arbeitet sich jede Initiative an der beinahe undurchdringlichen Verfilzung zwischen privater und öffentlicher Sphäre stumpf.

Verwirklichung und Unterhalt der Kommunikationsträger, zu denen unter anderem auch Telephon und Starkstromleitungen gehören, bedingen, dass mit Dutzenden oder Hunderten von Anstössern, Gemeinden, Kommissionen etc. verhandelt werden muss. Die hochgezüchtete Gemeindeautonomie und der gut ausgebaute Schutz des Privateigentums machen diese Verhandlungen extrem schwierig. Die technische Aufgabe entzieht sich dem Techniker, er hat keine Möglichkeiten der Einwirkung auf das Zeitprogramm mehr, immer mehr auch werden die nichttechnischen Kosten bestimmend. Politische Behörden und Gerichte, beide vom Volk gewählt, entscheiden über Termine und Entschädigungen (oft auch über die Wahl mehr oder weniger befriedigender technischer Kompromisse; das Vertrauen in den eigenen, obrigkeitlichen «gesunden Menschenverstand» ist oft schlechterdings beneidenswert).

Vielleicht kann sich auch der Laie ein Bild davon machen, welch ein Dschungel von Bindungen, Querverbindungen und Fallstricken zu durchdringen ist, bis ein Stück Strasse gebaut werden kann (der Bau selbst ist das absolut Einfachste), wenn er weiss, dass zum Beispiel das Organigramm für das Stellen einer gewöhnlichen Strassensignaltafel, das die Abteilung Verkehrsplanung des aargauischen Tiefbauamtes für den internen Gebrauch ediert hat, rund fünfzig Schritte, das heisst Rückfragen, Kontrollen, Kreditgesuche etc. aufzeigt, die zu machen sind, bis eine Tafel steht. Zieht man zudem in Betracht, dass mit den Verhandlungen infolge erzwungener Änderungen der Trassierung oft von vorn begonnen werden muss, dass zwischen den ersten Vorarbeiten und der Realisierung Jahre verstreichen und das Personal wechselt, so kann man sich nur wundern, wenn der letzte Sachbearbeiter noch weiss, was der erste meinte; dies besonders dann, wenn derselbe Sachbearbeiter eine ganze Menge solcher Aufgaben in verschiedenen Reifestadien überwachen und fördern soll. Der Beamte ist ganz einfach überfordert. Er vermag die Verfilzung auch mit dem besten Willen nicht mehr zu durchdringen.

Wie viel ratloser muss der Bürger vor dieser undurchdringlichen Masse stehen? Was Wunder, wenn sich sein ohnehin latentes Unbehagen gerade an diesem besonderen Exempel der Verfilzung, am Dienstleistungsstaat entlädt?

Die Verfilzung im Arbeitsprozess, in der Wirtschaft, zwischen Industrie und Staat und in der Bürokratie bewirkt eine Isolation des Individuums an sich. Es rennt wie in einer gepolsterten Zelle gegen den Filz an, ohne weiterzukommen. Und die Zelle wird immer kleiner; mit andern Worten: der Filz wird ständig dichter. Es mangelt an Luft.

Im gleichen Zeitraum, in dem unsere Hobbywelt an den Rand der Arbeitswelt gedrückt wurde, gingen in unserer Wohnlandschaft bedeutende Strukturänderungen vor sich. Das kleine bäuerliche Eigen starb. Der Bauer wurde zum landwirtschaftlichen Unternehmer, sein Hof wurde Fabrik. Dem Schreiner wurde die Werkstatt zu klein. Er brauchte Platz für die Maschinen, Platz für Werkstrassen, Lagerplätze, Automobile. Die Bauparzellen wurden zu eng. Die Betriebe sprengten die Grenzen, stiessen gegeneinander, verkeilten sich. Nicht anders als in unsern zu eng gewordenen Strassen die Platzbedürfnisse für den einzelnen Verkehrsteilnehmer mit dem Automobil anwachsen, bis die Automobile sich verkeilten und immobil wurden. Der Wohnraum wurde in Wohnquartiere gepresst und sprengte diese letztlich doch. Die Gemeindegrenzen wurden zu eng. Die Gemeindeautonomie ist ein Anachronismus geworden. Die politischen Bezirke sind längst Anachronismen und wirken zufällig, sie decken sich nicht mehr mit den kulturellen und wirtschaftlichen Gegebenheiten der Regionen. Selbst die Kantonsgrenzen wirken hemmend. Vielerorts sollten sie neu gezogen werden, aufgehoben werden. Die Rhetorik der Kirchturmpolitiker kann nicht mehr über die Einsicht hinwegtäuschen, dass die alten Jacken zu eng geworden sind.

Die Besiedlung ergiesst sich in die Landschaft hinaus. Wir wissen nicht, ob die vielen Wucherungen gesunde Pubertätspickel sind oder ob sie Krebs bedeuten. Wir stehen vor einem Siedlungsbrei, der von Winterthur bis Basel und Solothurn reicht, vor einem Super-Oerlikon, dem die Zentren fehlen, die Nervenzentren. Der Verfilzungsprozess ist auch hier augenfällig, mit ihm die Strukturänderung, die rasch zur Strukturlosigkeit führt. Der Verlust der Innung, des Innenseins, der Geborgenheit auch in geistigen Belangen wird unverkennbar. Wird diese Heimatlosigkeit, die wir eifrig mitzüchten helfen, jene Jugendbanden bringen, die wir von Amerikas Städtebrei her kennen und die das Wohnen in den stillen Quartieren lebensgefährlich machen? Oder werden wir uns an den Brei gewöhnen? Wir wissen es nicht. Immerhin sind wir nicht mehr überzeugt, dass uns ein bisschen Waldrand auf alle Zeiten gegen die Zivilisationskrankheiten immun behalten wird. Und wie alle Krankheiten fürchtet der Bürger auch diese.

Das grosse Unbehagen des Bürgers wird vollends in Angst umschlagen, wenn er einsehen wird, dass er gar kein «Bürger» mehr ist. Vom Sesshaften ist er zum Nomaden geworden. Das ist die bedeutendste Änderung in unserer Zeit überhaupt. Nicht nur ist der Boden zur Ware geworden, also austauschbar (wer soll ihn noch verteidigen?), wir haben ihn «unter den Füßen verloren». Wir leben auf Luftkissen, wir sind entwurzelt. Die Häuser bauen wir auf Stelzen. Irgendwo im zwanzigsten Stockwerk über Grund wohnen wir, schweben am Liftseil. Wir sind mobil. Die Völkerwanderung zeigt sich nicht nur während der Ferienzeit, sie wird auch in der Entvölkerung der Bergtäler, in den Fremd-(Gast?-)Arbeiterströmen offenbar.

Vorläufig verdrängen wir diese Ängste. Aber sie sind doch da. Das beweisen die in Mode gekommenen Einsiedler im Dschungel der Grossstädte, die Zurück-zur-Natur-Bewegungen, die Anbetung des «einfachen Lebens» durch die Hippies, die damit demonstrieren, dass sie echte Nachzügler des Bürgertums sind (und nicht etwa die Vorhut einer neuen Gesellschaft). Und es ist erheiternd zu beobachten, dass es dieselben Leute sind, die sich besonders progressiv gebärden und mit ihren Maschinenstürmereien – auch wenn der Sturm einer Verwaltungsmaschinerie gilt – bestätigen, dass sich hinter dem modisch-romantischen Aufputz des Anarchisten liebe und besorgt-eifrige Kleinbürger verbergen.

Kaffeesatz ist alles

Der Staat als Dienstleistungsbetrieb unterscheidet sich in ein paar wesentlichen Punkten kaum vom Industriekonzern. Kein Industriekonzern kommt ohne Organisation, ohne Hierarchie, ohne die damit zusammenhängenden Kompetenzausscheidungen und ohne Autorität aus. Weitsichtige Planung nach aussen und nach innen sowie periodische Überprüfung der Betriebsstruktur und der Betriebsabläufe sind eine Selbstverständlichkeit. Zudem hat man erkannt, dass sich die Macht dort konzentriert, wo die Spezialisten sind. Es wäre zu untersuchen, weshalb man sich bei uns sträubt, den Dienstleistungsstaat im Hinblick auf diese Kriterien zu testen. Will man vielleicht gar keinen Dienstleistungsstaat, obschon man ihn längst hat? Wird durch das Schreckgespenst, das «Macht der Verwaltung» heisst, in jedem Eidgenossen unverzüglich der in Reserve gehaltene Wilhelm Tell mobilisiert, der den Gesslerhut von der Stange haut? Braucht das Wort «Hierarchie» nur geflüstert zu werden, um in uns ganze Heerzüge imaginärer Schwyzer und Appenzeller wachzurufen, die durch die Lande stürmen und die Landvögte austräuchern? Sind wir doch verkappte, unversöhnliche Anarchisten?

Es ist zu vermuten: ja. Und wir dürfen ruhig eingestehen, dass uns das mit heimlichem Stolz erfüllt. Und tatsächlich: bisher ging alles leidlich. Bis noch

vor wenigen Jahrzehnten klappte alles sogar prima. Gesetze und Leben waren aufeinander abgestimmt. Wir waren – besonders bis zur Jahrhundertwende – für die damaligen Zeiten ungeheuer fortschrittlich, so sehr, dass die armen, alten Monarchien wie morsche Riesenschlachtschiffe neben unserem nagelneuen Schnellboot herschwammen. Wir konnten uns sonnen, uns ein bisschen an Deck ausstrecken und zusehen, wie die Schlachtschiffe aus dem Leim gingen.

Es ist zu befürchten, dass wir uns ein bisschen lang sonnten, zu ausgiebig, ein halbes Jahrhundert lang: Erster Weltkrieg, grosse Krise, Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit. Als ein paar Ewig-Unbequeme die Meinung äusseren, es wäre an der Zeit, unser Schnellboot zu überholen, wurde ihnen von Hauspropheten und Politikern, die gewohnt sind, die Zukunft aus dem Kaffeesatz zu lesen, schulterklopfend versichert, auch nach dem Zweiten Weltkrieg werde die Krise sich bestimmt noch einstellen. Und dann, in dieser zweiten Krise, würde auch unser altes Schnellboot wiederum und untrüglich zu den Ganzschnellen gehören.

Die Krise kam nicht. Im beharrlichen Warten darauf hatten wir vorerst gar nicht bemerkt, dass unser Schnellboot nicht mehr besonders schnell war. Schlimmer: wir staken mitten im Nebel. Wir wussten nicht, fuhren wir überhaupt, wussten nicht, wo wir waren, und wussten nicht, trieben wir auf eine Klippe oder auf einen Eisberg zu. Im unerschütterlichen Vertrauen auf die Aussagekraft unseres altbewährten Kaffeesatzes hatte man auf die Anschaffung einer Radareinrichtung verzichtet. Wozu brauchten wir auch zu wissen, was mehr als zehn Nasenlängen voraus war? Alle Voraussicht ist Utopie, sagt der Real- und Kaffeesatz-Politiker. Und er hat noch immer recht behalten (behauptet er). Jetzt allerdings, so mitten im Nebel, rennt man doch etwas verschreckt herum. Ein paar Meterchen vor auszusehen, das täte wahrhaftig wohl. Aber wozu hat man die Mannschaft, die Beamten und Behörden? Die sollen den Finger in die Luft halten und den Wind prüfen! Man schimpft ein wenig auf die Schlamperei auf der Kommandobrücke (plötzlich besinnt sich der Schweizer und Demokrat darauf, dass auch er eine Kommandobrücke hat), auf die arroganten Kerle «dort oben», die tatsächlich die Stirn haben zu behaupten, weder mit einem angefeuchteten Zeigefinger noch mit Kaffeesatz lasse sich im Augenblick viel Gescheites anfangen. Das Schimpfen beruhigt, wie üblich; und schliesslich hat jeder seinen warmen und handgestrickten Pullover, seine Zipfelmütze aus dem Konsum oder aus dem BGB-Lädeli bei sich und erträgt auch den Nebel. Gerade im Nebel, redet man sich zu, ist ein langsames Schnellboot besser als ein schnelles.

Ohne Radar! heisst die Parole. Man weigert sich, geeignete Leute so auszubilden, dass sie in der Lage wären, unser Boot zu lenken.

Es ist noch nicht lange her, da hat ein Landesvater ausländischen Gästen

gegenüber stolz erklärt, wir hätten keine Schule für Politiker und höhere Beamte, weil das Volk mit einem gewissen Recht den Berufspolitikern und Berufsstaatslenkern misstrauere. Auch in diesen Belangen sei eben das Miliz-System das Ein-und-Alles.

Selbst wenn man die Aufrichtigkeit dieser Erklärung nicht bezweifelt, kann doch ihre erschütternde Naivität nicht übersehen werden. Hier wird nämlich nichts weniger behauptet als das: Es sei jedem Hirtenknäblein möglich, mit ein paar Handgriffen, die ihm aufgrund eines ebenso selbstverständlichen wie urdemokratischen Gottesgnadentums ganz einfach angeboren sind, stets zur rechten Zeit und am rechten Ort die Staatsmaschinerie auf Touren zu bringen oder zu stoppen, das heisst, unser Schnellboot zwischen den heimtückischsten Eisbergen durchzurangieren oder die Eisberge gar – falls Not am Mann – elegant überspringen zu lassen. Bei uns hat, so darf man daraus folgern, nicht nur jeder den Marschallstab im Tornister, sondern auch die wetterfeste Kapitänsdächlikappe auf, vor der alle Fährenisse der Zeit ungesäumt und respektvoll zu weichen haben.

Jeder kann alles, bei uns. Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Wenn es in den Därmen des Volkes rumort, wird gemäss einem unumstösslichen aufklärerisch-gläubigen Grundsatz dieses Rumoren zu einem staatspolitischen Geistesblitz empor-sublimiert, der unserer Mutter Helvetia als weithin sichtbarer Strahlenkranz, als sozusagen zukunftssträchtiges Alpenglühn von der Stirn scheint und sie dazu inspiriert, zum Beispiel statt des P 16 die Mirage zu wählen.

Wir wollen uns noch immer glauben machen, die Fragen «Aareschiffahrt ja oder nein», «Seetalbahn ja oder nein» seien gleich leicht zu beantworten wie die Frage, die der Bergbauer vor hundert Jahren zu beantworten hatte und die entsprechend etwa lautete: Soll der Alpweg links oder rechts an der Hütte vorbeigeführt werden?

Im Glauben an das göttliche Rumoren im Bauch des Volkes lassen wir dieses Volk – und das sind wir – in oft wahrhaft souveräner Ignoranz Entscheidungen treffen, deren Auswirkungen entsprechend un-göttlich sein können und ein neuerliches Bauchgrimmen verursachen. Dem Kaffeesatzpolitiker beweist das allerdings wenig. Ihm ist jedes Rumoren recht und eine Offenbarung. Er kniet ununterbrochen neben seinem Volk und hält das Ohr an dessen Bauch. (Bei manchen seiner Kollegen sollen sich infolge des hingebungsvollen Herumhorchens besonders grosse und weiche Ohren herausgebildet haben.) Und es gehört durchaus zum Bild unserer Demokratie, wenn sich ein paar Gazetten zu Bauchrednern dieses Volkes aufschwingen und ein demgemäss wohltonendes Gebrumm von sich geben.

Doch werden uns ganze Diskotheken von Bauchgrimmen und aller Kaffeesatz der Welt nicht davor bewahren, dass wir uns früher oder später mit den Problemen unserer Zeit (die keine zünftige mehr ist) auseinander-

setzen müssen, und zwar nicht nur gefühlsmässig, sondern sachlich und mit entsprechender, erst noch zu erwerbender, vielleicht mühsam zu erwerbender Sachkenntnis. Nur wenn wir die Problemkreise gründlich kennen, können wir auf taugliche Neuregelungen und Lösungen hoffen.

Bewältigen oder resignieren

Es ist denkbar, dass der Bürger vor dem Übermass an Ansprüchen, die an ihn gestellt werden, in die Apathie ausweicht. Er kann sich sagen, seine Mitsprache sei sinnlos geworden; da ihm der Überblick fehle, würden «die dort oben» ohnehin tun und lassen, was ihnen beliebt. Oder er kann sich vor den Entscheidungen fürchten. Er kann zum Schluss kommen, er sei in einer bestimmten Sachfrage überfordert. Und weshalb eigentlich sollte nicht auch er überfordert sein, wenn selbst die Sachbearbeiter keinen Ausweg mehr wissen?

Besonders auch der junge Intellektuelle kann an der allgemeinen Verfilzung, gegen die er vergeblich anrennt, verzweifeln. Vielleicht wird er resignieren, vielleicht einfach profitieren, vielleicht aber weicht er in die Anarchie aus und findet, hier helfe nur noch eins: Anzünden. (Er wird aber – unter der Voraussetzung, dass sich der Hunger auf der Welt nur mit Hilfe des technischen Fortschritts eindämmen lässt – zugeben, dass dieses Anzünden keine Lösung bringt. Mit dem verhassten Filz, der scheinbar unfähigen Organisation, die trotz Überfluss dem Hunger nicht beikommt, ihren Hierarchien und Autoritäten, mit der Bürokratie würde unbedingt auch die rein technische Organisation, die für das Fahren der Eisenbahnzüge, das Anlegen der Frachtschiffe sorgt, zerstört werden. Und über die lahmgelegten Züge, die leeren Frachtdampfer würde eben gerade der Hunger seinen grossen Einzug halten. Ohne die vielgehasste Organisation würde unweigerlich das Faustrecht da sein. Wo Leute zusammenleben müssen, heute, ist eine Organisation unumgänglich, und jede Organisation, selbst wenn sie von Engeln geschaffen wäre, kommt nicht ohne die Krankheit der Bürokratie durch. Entscheidend ist, dass diese Krankheit erträglich bleibt.)

Für die Behörden ist die Versuchung gross, alles «beim alten zu lassen» und sich schon vor Teilproblemen in die Gutachter-Gläubigkeit zu flüchten, das Gutachten ähnlich einem Kruzifix vor sich herzutragen und derart gewappnet ins schauerliche Dunkel der Zukunft vorzudringen.

Die Ratlosigkeit wird nicht kleiner werden. Erst wenn wir gelernt haben, wie unsere Aufgaben zu umschreiben sind, können wir an Lösungen (in dem Fall: Erleichterungen) denken. Um die Probleme auch nur mit einer minimalen Aussicht auf Erfolg angehen zu können, müssen wir uns gründlich vorbereiten; dazu benötigen wir gute Ausbildungs- und Nachbildungsmög-

lichkeiten. Gerade solche fehlen uns weitgehend. Sie müssten dem Politiker, den Behörden und dem Beamten zur Verfügung gestellt werden, auch jedem andern, interessierten Bürger natürlich. (Dass jeder Bürger in der Volksschule und während der Ausbildung, später in der Erwachsenenbildung entsprechend neue, sich nicht mit der Beschreibung einer Hobbywelt begnügende Lehrpläne durchlaufen sollte, darf vorausgesetzt werden.)

An neuen Ausbildungsstätten wären Leute zu schulen, die sich wieder eine Übersicht zu erarbeiten vermögen, die vor allem dazu eingesetzt werden müssten, den undurchdringlich gewordenen Filz in unserer Staatsmaschinerie zu lichten, so weit zu lichten, dass nicht nur der Beamte wieder durchzudringen vermöchte, sondern auch jeder beliebige andere Bürger. Und es ist vorauszusehen, dass diesem Entfilzen, selbst wenn es nicht in allen Teilen gelingen sollte, ein grosses, erleichtertes Aufatmen folgen würde.

Eines jedoch steht fest: unsere alte, gute, direkte Demokratie werden wir nie wieder haben können wie sie war. Sie ist dem modernen Dienstleistungsstaat ganz einfach nicht mehr angemessen.

Was hat der Schriftsteller damit zu tun?

Vielleicht gelang es zu zeigen, dass der Schriftsteller den Staat nicht wesentlich anders sieht, als irgend einer seiner Mitbürger ihn sehen kann. Und wie jeder andere muss der Schriftsteller überfordert sein, wenn man von ihm verlangt, dass er ein Wundermittel nenne, mit dem sich dieser Staat, der in nichts von unserem täglichen Leben mehr zu trennen ist und sich auch in vielen Teilen nicht wesentlich davon abhebt, ideal gestalten lässt. Sobald man den Schriftsteller in eine Aufgabe für oder gegen den Staat einspannen will, besteht die Gefahr, dass man ihn zum Illustrator einer Idee oder Ideologie herabwürdigt und also missbraucht. Er wird zum Werbetexter. Umgekehrt muss der Schriftsteller sich davor hüten, ständig auf seine Narrenfreiheit zu pochen. Gibt man sie ihm, so wird er nur zu gern zum Hofnarren deklariert, der zwar als einer der wenigen die Wahrheit sagen darf, den man aber auch nicht mehr ernst nimmt, wenn er seine Sache noch so ernst meint.

Das einzige Engagement, das für den Schriftsteller nach wie vor in Frage kommen darf, ist: Menschlichkeit (und soweit erreichbar: Wahrheit). Auch er kann sich irren. Irrtum ist ihm zuzugestehen wie jedem andern auch. Doch hat er gegen das Schlagwort, das Modewort anzugehen. Dazu ist er da.

Nur provinzielle Eiferer können jedes politische Modewort von ennet dem Rhein nachäffen. Sie übernehmen unbesehen Schlagworte und schlagen sie breit. Wer vom modernen Staat reden will, darf nicht nur Polizei, Militär und Gerichte betrachten. (Alle Vorsicht, die diesen Institutionen gegenüber geboten ist, soll uns nicht dazu bringen, gebannt ihrer Faszination

zu erliegen. Der Hund besteht nicht nur aus dem Gebiss.) Und wer noch heute in jedem Beamten den federkielschwingenden Schimmelreiter sieht, der beweist, dass er alten Clichés aufsitzt, die ganz in die Schulbuch- und Hobbywelt gehören, von der hier die Rede war. Solche Leute haben sich noch nie die Mühe genommen – oder waren sich zu gut dazu –, in der Verwaltung oder in einer Behörde zu arbeiten. Hätten sie das getan, so hätten sie etwas von der Verzweiflung spüren müssen, mit der dort oft gegen die kaum mehr zu bewältigenden Hindernisse angekämpft wird. Sie hätten die Ohnmacht der modernen Staates, dieser verfilzten, allseits angetriebenen und zugleich gebremsten Maschinerie, diesen Kräfteverschleiss an unerfüllbaren Forderungen und Anachronismen spüren müssen.

Der Schriftsteller hasst die Macht, denn er weiss, sie ist indifferent und zerstört das Individuum. Er steht (heute fast immer) auf der Seite des Schwächeren, der Ohnmacht. Gerade deshalb müsste ihn die Einsicht, dass der vermeintlich mächtige Staat ein in vielen Teilen hilfloser Staat geworden ist, nachdenklich stimmen.

Selbstverständlich wird er den schwachen einzelnen gegen das Anonyme, die Staatsmaschinerie verteidigen. Gleichzeitig muss er aber einsehen, dass das Anonyme überall ist, nicht nur beim Staat. Er weiss, dass, je leichter die äussere Kommunikation wird, die innere, menschliche um so schwerer zu vollziehen ist. Der Filz, der uns vom Grund, vom «einfachen Leben» isoliert, ist durch uns hindurch gewachsen. Und hier kann ein Schriftsteller seine Aufgabe darin sehen: zu entflechten, transparent zu machen, sichtbar zu machen, bewusst zu machen. Er wird auf die Gefahren hinweisen. Denn nur wenn wir sie kennen, werden wir je ein menschenwürdiges Leben führen. Der Schriftsteller wird darauf dringen, dass die Akzente neu gesetzt werden, dass die Strukturen neu durchdacht werden.

Der Technik, der Organisation werden grosse Gebiete überlassen werden müssen, wenn wir weiterleben wollen. Daneben sind aber grössere der Freiheit, dem Landstreicher in uns, dem Kind und dem Wolf offen zu halten.

Der Schriftsteller ist vielleicht der einzige Nichtspezialist geblieben. Deshalb auch muss ihn die Entfremdung, die das Spezialistentum mit sich bringt, besonders beunruhigen. Aber gerade weil er der Nicht-Spezialist ist, sollte er die Probleme nicht nur von einer Seite sehen können, nicht nur aus einem einzigen Blickwinkel. Zwar soll er nicht wie ein Gott über den Dingen schweben, sondern soll wie jeder andere die Dinge in Augenhöhe behalten; aber er soll um die Dinge herumgehen und sie samt den Kulissen von hinten besehen.

Manch ein Schriftsteller leidet an der Einsicht, dass die Freiheit begrenzt ist, dass sowohl der Anarchist wie der Protz des Manchesterliberalismus, jeder Egoist überhaupt, die Freiheit extrem ichbezogen versteht, und dass diese Freiheit für die andern Unfreiheit bedeutet. Und er leidet an der Erfah-

rung, dass junge Rebellen, sobald sie die alte Macht zerschlagen haben, unweigerlich ein neues Machtgebäude errichten, und dass diese jungen Rebellen durch ihre eigene Macht korrumpiert und damit zu Despoten werden, die eine neue Rebellion verdienen. Trotzdem wird er sich dazu erziehen müssen, den Mut nicht zu verlieren. Er wird lernen, dass seine Verantwortung eine Mitverantwortung ist, eine ständige Last. Und er wird somit kaum ein prophetischer Donnerer sein, sondern eher ein kleinlauter Bürger, der weiss, dass uns nur die ununterbrochene Arbeit am Staat und damit an der Gesellschaft, an uns selbst, vor einer modernen Knechtschaft bewahren kann.

Nach einem Vortrag, gehalten vor der Staatsbürger-Vereinigung Baden am 29. März 1969

Engagement und Spielregeln

ALFRED WYSER

Das Generalthema, dem die vorliegende Ausgabe der «Schweizer Monatshefte» gewidmet ist, enthält offenbar die Prämisse, dass zwischen der Politik und dem Schriftsteller ein Polaritätsverhältnis bestehe. Ob und inwiefern die Prämisse stimmt, kann nur am Beispiel eines freiheitlichen Staatswesens untersucht werden. Denn wenn die Geschichte nicht aus längst vergangenen Zeiten raffiniertere Methoden zu obrigkeitlicher Ausschaltung missliebigen Widerspruchs verriete, so wüssten wir doch spätestens seit 1933, da Herr Goebbels bei der Staatsoper in Berlin die Bücher von vierundzwanzig deutschen Schriftstellern verbrannte und hernach die Literatur auf bestürzend rationelle Weise «betreuen» liess, dass die Diktatur eine Polarität zwischen Politik und Schriftsteller nicht verträgt. Daraus darf man fürs erste ruhig folgern, die Ausschaltung dieser und jeder Polarität bedeute den Untergang eines *freiheitlichen* Staates. Am Beispiel Tschechoslowakei wird der Vorgang neustens wieder augenfällig demonstriert. Einer freiheitlichen Staatsidee verpflichtet sein, heisst also, unsere Prämisse nicht nur anerkennen, sondern jederzeit zum Stimmen bringen wollen.

Wer Träger eines freiheitlichen Staates sein will, muss in dessen vielfachen polaren Spannungsfeldern einen Standort wählen. Es ist richtig und wichtig, in der Demokratie von politischen Spielregeln zu sprechen. Wer mitspielen